

[14]

Unter der Königstanne.

Preisgekrönter Roman von Maria Theresia May.

Baroness Jella stand hastig auf: „Entschuldigen Sie, Herr v. Strehlen,“ sagte sie erregt, „weil ich Ihnen widerspreche, aber ich möchte dem Herrn Direktor gegenüber, der nach seiner Versicherung die Pflicht so hoch hält, zuerst die Pflicht der Aufrichtigkeit erfüllen. Ich bin gar nicht überzeugt davon, daß die Handlungen des Herrn Direktors stets mit dem von ihm ausgeprochenen Grundsatze übereinstimmen. Denn mit mir diesen Beweis zu erbringen, bedarf es mehr, als einiger ostentativ ausgesetzter Humanitätsakte.“

„Jella,“ rief der Freiherr erregt, während Tante Lona sprachlos auf ihre räthselhafte Worte saß, obgleich niemand als Siegfried wußte, was die Baroness mit dem „Humanitäts-atten“ meinte. Die junge Dame trat hastig zum Klavier und schlug es auf. Da wandte sich der Freiherr zu Siegfried, der gleichfalls aufgestanden war, mit den Worten: „Entschuldigen Sie die Festigkeit meiner Tochter, sie ist seit einiger Zeit ganz ungewöhnlich nervös erregt.“

„Offenheit und Wahrhaftigkeit sind so schöne Charakterzüge,“ erwiderte Siegfried ruhig, indem er seinen Blick nach der Baroness wandte, „daß ich sie selbst dann schätze, wenn sie nicht in Begleitung ihrer vorsetzenden Schwägerin, des reinen und Gerechtigten der Baroness v. Rothem, daß sie mir Gelegenheiten gebe, ihre Zweifel an der Harmonie meines Handelns mit meinen Vorstellungen, um die Pflicht zu begeben. Wir aber möge das gnädige Fräulein gestatten, zu rechter Zeit Dffenheit mit Dffenheit zu vergelten.“

Jella v. Rothem stand halb abgewendet beim Klavier, aber Tante Lona erwiderte doch, wie marmorblau die Baroness bei den letzten Worten des Direktors wurde. Und das war der Moment, wo es still, so still wurde im kleinen Saale von Rothem, als lausche man dem Fallen der eisigen düstern Flocken draußen in der einsamen Dezembernacht.

Mit der gespanntesten Aufmerksamkeit hatte Herr v. Strehlen Jella während der letzten Scene beobachtet, und die eingetretene Pause erinnerte ihn, daß es Zeit sei, einzugreifen. Daß Siegfried die Hand reichend, zog er ihn wieder auf seinen Tisch zurück und sagte zugleich zu Jella: „Bitte, Baroness, spielen Sie uns etwas!“

Die Freifrau v. Walten aber erhob sich sofort und zündete eigenhändig die Wachskerzen in den silbernen Klavierleuchtern an, um nicht einen Diener in die stimmungsgewisse Atmosphäre des Salons rufen zu müssen. Und Jella spielte. Ein düsteres leidenschaftliches Mottorn von Chopin entfesselte zürnende Klagen. Jella spielte mit einer Gluth, doch nein, mit einem Schmerze, als läge in diesen schwerwichtigen Tönen ihre eigene gefangene Seele!

„Ein seltsames Mädchen, nicht wahr?“ sagte Herr von Strehlen leise zu Siegfried während des Spieles. Siegfried neigte nur schweigend das Haupt. War das eine Bestätigung? Ein seltsames Mädchen! Meinte Strehlen damit, daß Jella ein vernünftiges adeliges Fräulein voll Launen und Eigenwillen sei, oder sollte dies „seltsam“ andeuten, daß die geradezu königliche Gestalt im dunkelrothen Sammetkleide, aus dessen schmalem, viereckigen, mit kostbaren Spitzen besetzten Ausschnitt sich der schlank Hals hob, der den wunderbar geformten Kopf trug, ein Charakter sei, originell, nicht nach der Schablone gewöhnlicher Mädchen gebildet?

Präsidium überlag der Direktor den reichen Anzug Jella's. Ein dunkelrothes Sammetband schlang sich um den Hals, und an dem Bande war ein Schmuckstück von Gold und Perlen befestigt, das dann und wann im Strahle der Kerzen bei den Bewegungen der Spielerin aufleuchtete. Eine goldene Spange hielt das prächtige Haar zusammen, dessen schwere Locken tief über den Nacken fielen und auf dem roten Sammetgrunde des Kleides wie eine Hülle schimmernder Goldfäden ausfielen.

Baroness Jella hatte also zu dem einfachen Abend im engsten Kreise große Toilette gemacht. Sie liebte das, und heute hatte sie sicher gewünscht, durch die Pracht ihrer Kleidung den Empfang des Direktors noch förmlicher zu gestalten. Der Direktor lächelte. Die Baroness wußte wohl nicht, wie wenig Sammt und Seide, Gold und Perlen geeignet waren, auf Hof Siegfried Eindruck zu machen, nur sein lebhafter Schönheitssinn fühlte sich durch die fleidame Tracht und die geschnadvolle Harmonie der Farben befreit.

Die Finger Jella's glitten in fliegender Eile über die Tasten, die Wohlthunern wogten stürmisch auf und nieder, ein Chaos von Wohlthat und schneidenden Dissonanzen flüchtete durcheinander. Direktor Siegfried verwandte seinen Blick von der ganz in ihr Spiel versunkenen jungen Baroness, deren vorher so blasse Wangen anfangs ein leiser rother Hauch, bald aber ein tiefer werdendes Roth färbte. Die schönen, bisher so kalten Augen flammten mehr und mehr in leuchtender Gluth, nun schienen sie sich vor der störenden Außenwelt zu schließen, dann zitterten die Lider leicht, dann schärfe und jetzt — der Blick des Direktors, der mit Ableschärfe das Kleinste in der Ferne zu erfassen gewohnt war, bemerkte es ganz deutlich — jetzt brach sich ein Moment das Licht der Kerzen mit farbigen Leuchten in der schimmernden Ferne zwischen den nachzu geschlossenen Lidern, und ein schwerer Tropfen sank auf den dunklen Sammt von Jella's Kleid. Niemand außer Siegfried bemerkte es wohl.

Das Stück war zu Ende, und Jella stand rasch auf. Sie lächelte, als ihr Strehlen für den stillen Genuss dankte; wie ein leises Lächeln lag es auch über ihre Lippen, als Direktor Siegfried ihr in ruhiger Weise einige Worte der Anerkennung sagte. Sie klangen sehr höflich, sie waren aber doch mehr als bloße Höflichkeit. Vielleicht fühlte dies das junge Mädchen, welches sich nunmehr neben ihre Tante setzte, die liebend ihre Hand auf den lockigen Scheitel der schönen Verwandten legte.

„Sind Sie musikalisch, Herr Direktor?“ fragte die Freifrau zu Siegfried aufsehend. „Ich bin nur ein klein wenig Dilettant, gnädige Frau,“ antwortete der Direktor.

„Welches Instrument spielen Sie?“ fragte der Baron von Rothem, der glücklich war, daß die allgemeine Stimmung wieder eine normale Temperatur erreicht zu haben schien.

„Wenn ich einmal etwas Zeit habe, nehme ich ein Weicheln die Violine aus ihrem dunklen Gefängnisse, Herr Baron,“ sagte Siegfried lächelnd.

„Dann gestatten Sie wohl, daß wir Ihre Violine holen lassen, Herr Direktor,“ sagte der Baron verbindlich.

„Ich bedauere, daß ich Ihnen lebenswichtigen Wunsch nicht erfüllen kann, ich würde heute, um mich vor Ihnen hören zu lassen, nicht gut genug spielen, da ich den neuen Arbeitern zu verschickenden malen einzelne Handgriffe zeigte, die meine Hand schwer und die Finger etwas weniger feinfühlig machen.“

Der Baron drang nicht weiter in Siegfried, weil er glaubte, die Weigerung desselben entspränge dem Bewußtsein unzulänglichen Könnens.

„Sie haben ein vollkommendes Organ, Herr Direktor, fügen Sie nicht?“ fragte Herr v. Strehlen. „Nicht vor Fremden.“

„Wollen Sie uns als Fremde betrachten?“ warf Frau von Walten mit erntem, aber doch so herzlich klingendem Bortwurfe ein, das die glühende Hand, welche ihm die alte Dame bei ihrer Frage darbot, füllte und bedeutsam sagte.

„Nein, Ihnen gegenüber, gnädige Frau, erscheine ich mir nicht als ein Fremder.“

Der Baron scherzte über die Eröberung, die seine liebe Schwägerin augenscheinlich wieder gemacht habe; Strehlen

Meißonier. In Frankreich werden Stimmen laut, Meißonier, den jüngst verstorbenen Meister, durch ein Denkmal zu ehren — ob er gleich für die monumentale Bewegung kein eben dankbarer Gegenstand ist. Denke Sie sich — so schreibt der pariser Revue: „Meißonier, ein Mann, der etwas größer als Gredenz war. Er war als Meißonier bekannt. Aus dem Abergelände ist ein mächtiger Hartknochiger, breitgestirnter, buchtugiger Kopf, von dem ein dichter weißer Fingerring bis auf die Brust herabreicht. Dieser Bart war des Künstlers stätlich gepflegter Liebling; er kam sich durch ihn größer und kräftiger vor, und ins gewohnte ihm einen Dummelstift in dem Saum der Haare, das er von Wachs so fein geformt war. Es giebt kein volles Gesicht auf Erden! Dieser Mann, der alles erreicht hatte, was der schätze Ergeiz zu träumen mochte, litt tief darunter, daß er keine martialische Gestalt besaß. Er moß sich fortwährend und verächtlich sich selbst anhehen, ob er denn wirklich gar so klein sei; er zog, um, wie er gläubig, männlicher auszuleben, Stimmenspiel über seine prominenten Säbelbeinchen; er mußte sich täglich im Spiegel und wurde nicht müde, mit seinen Freunden über den Schmers zu sprechen, der bis an sein Ende an ihm nagte. Manchmal gab es allerdings Lichtblicke, die ihm sein eigenes Bild günstiger zeigten. So an dem Tage, da einmal der Bildbauer Dambis bei ihm eintrat. „Sehen wir der Sühneraugen-Operateur bei mir,“ rief Meißonier seinen Freunde jubelnd zu. „Recht du, was er gesagt hat? Ein Gredenzler von sechs Fuß Höhe konnte auch keine größeren Sühneraugen haben als ich.“

Briefmarken-Räthlungen. In Bezug auf die umfangreichen Briefmarkenrathlungen, welche jüngst durch die lithographischen Werke in Höchst betrieben worden sind, schreibt ein bedeutender Briefmarkensammler und -Kenner, Dr. Gerhard Schröder aus Wiesbaden, folgendes:

Durch die Zeitungsnotizen, daß in Höchst falsche Briefmarken der Deutschen Reichspost angefertigt und vertrieben wurden, wurde ich gar nicht überredet; ich war eher erlöst darüber, daß sich nicht sofort nach Ercheinen dieser zum künstlerisch schmeichelnden aber doch unheimlich einfach hergestellten Postwertzeichen Vertheilungen haben, welche sich darüber hermachen, um durch Nachahmung der Briefmarken ein ungelosten Verdienst zu verschaffen; denn die Herstellung unierer neuen Marken bedeutet gegen die früheren einen — Rückschritt.

Nehmen wir dagegen die Marken Wiens an, so schließt sich dieser Staat gegen das Falschen seiner Postwertzeichen möglichst sicher dadurch, daß bei einer Fälschung immer noch verschiedene Brände möglich sind, um überhaupt eine Marke wie die in Zeichnung und Form sich zu erkennen.

Da mußte zuerst eine Papierprobe extra große Einrichtungen treffen, um das in Waten zur Herstellung der Briefmarken benutzte Papier mit Wasserzeichen nachzuahmen, dann käme erst der Gravur zur Unterlegung der Stempel zum Metallpressen des Pappens und der Zeichnung, dann erst der Drucker, Gummirer, Restriker u. r., während die jetzigen deutschen Marken jeder einzelne Lithograph sehr leicht herstellen kann. Da hatten es früher die Herren Fälscher doch nicht so leicht wie heute. Die ersten preussischen Marken der Ausgabe 1850 (also vor 40 Jahren) waren vorzüglich in Kupferdruck hergestellt und jede Marke mit Wasserzeichen versehen, 1857 verordnete man aus imbedeutenden Erbanrückständen eine einfachere Herstellung, welche jedoch trotz noch Jahresfrist eine wieder immerdar erfindenden Marke Platz machte. Vieles im Jahre 1858 ausgegebenen Marken waren mit einem chemisch hervorzuhebenden Wasserzeichen versehen, wie solcher später auch bei den Marken des Norddeutschen Bundes (Ausgabe 1869) zur Verwendung kam. 1861 wurden die Marken mit Reliefdrucker gedruckt, waren also immer noch viel schwerer zu fälschen wie die heutigen. 1868 kamen die sehr einfachen Norddeutschen Bundesmarken zur Ausgabe, welche, wie oben erwähnt, 1869 mit dem chemischen Untergrund versehen wurden, außerdem wurden viele neuen Marken zum Wasserzeichen versehen, um nicht abhelfen auszubilden. „gesägt.“ 1871 erließen die neue deutsche Reichspost wieder mit Meißoniermarken, welche 1872 nur in der Ablesform eine Abänderung erlitten. Mit Einführung der Reichspost-Währung erdient der vom 1. Febr. ab nicht mehr furschlägige Markentypus, der nur einmal in dem Worte „Wien!“ statt „Meißonier“ geändert wurde, und nun wird wieder zu den ganz platten, sehr viel Farbe besitzenden Marken gekommen.

Hätte die vor einigen Jahren in Oberbayern erfolgte Fälschung der immerhin schon schwieriger nachzuahmenden Meißoniermarken a 50 Pf. die betreffenden Behörden nicht auf Mittel sinnen lassen müssen, etwaige Nachahmung beschwerlicher statt leichter zu machen? Was zwar durch Menschenhände gemacht ist, wird wohl immer mehr und mehr weniger durch den Menschenhänden nachgemacht werden können, wenn aber die Herstellung von Marken (wie bei den Banknoten) verschiedene Bewerke und Künste miteinbezieht sind, so liegt doch darin schon eher eine gewisse Garantie gegen unberechtigte Nachahmungen. Was die Fortsetzung unierer Marken anbetrifft, so ist die Sache wohl auch nicht allzu genau zu nennen, denn nicht immer kreuzen sich die Linien auf einem Punkt (es soll dies ein Erkennungszeichen der echten Marken gegen die Fälscher Fälschungen sein), man lege nur einmal die kurze Seite einer Marke an die längere Seite einer anderen, und jeder wird sofort sehen, daß die Fälschung recht hübsch unregelmäßig ist. Auf diese Punkte kann aber das gegen Nachahmung zu schützende Publikum gar nicht so genau achten, denn dazu gehören die nur durch langes Studium der Markenkunde zu erlangenden Kenntnisse eines erfahrenen Sammlers.

Jedenfalls empfiehlt es sich baldigt, anderes Papier, etwa mit eingetheilten Seitenlinien, oder solches mit Wasserzeichen zu verwenden.

Ein musikalisches Phänomen. Aus Madrid wird der Taglichen Rundschau geschrieben: Das Interesse der spanischen Hauptstadt wird seit eini Tagen durch eine hier musikalische Phänomen gefesselt, welches auf den Bühnenretorten des Teatro de la Pazuela, erschienen ist. Ein sechsähriges Mädchen aus Alicante, Milagro Gorje, singt die Rollen der Prima-donna und entzückt das Publikum nicht allein durch die ihm und Reithelt der Stimme, sondern auch durch die ausgezeichnete Vokalisation, welche auf ein vollendetes Stadium schließen läßt; die Schmeierzeiten der Vokalisation vermög sie mit einer so großen Leichtigkeit, daß die Reize und Kraft annehmend vor nicht großen Anstrengung verbleibt; wenigstens bemerkt man weder das Vibrieren an der ersten, noch ein kraftvollendes Vibrieren an der letzten. Dazu ist die Kleine eine ausgezeichnete Schauspielerin. Wenn man sie mit geschlossenen Augen hört, so sieht man unter dem Einfluß einer Abolina Watti, und hegt die Ueberzeugung, daß die Kleine ein Wunder aus einer idenaturalischen und abstrakten Gegenstand erkaufte habe. Die Presse giebt der Sänglerin den Platz, bis zu einem gewissen Alter von dem Singen abgesehen, damit durch vorzeitige Ueberanstrengung des Kehrs nicht zugleich auch ihr Stimmzahn gefährdet werde.

Ein Auges Kind. Gretchen: „Sei doch ruhig, Gänsgän; hörst du denn nicht, daß Meilich im Nebenzimmer ist?“ — Gänsgän: „Woher weißt du denn das? Du warst doch nicht drin!“ — Gretchen: „Aber ich höre, daß die Mama zu dem Wege „Seig“ hat!“

Durch die Blume. Student (zu seiner Nachbarin): Ich erlaube mir, Ihnen die neunte Blume auf's Spezzelle zu kommen.“ — Nachbarin: Sie denn aber nicht für morgen der Blumen Nach?“ (Droh.)

Wissenschaft, Kunst, Literatur.

— Seit langen Jahren bemüht sich die Wissenschaft, die Herstellung farbiger Photographien zu erfinden und sind kostbare Breite auf die Lösung dieses Problems gelegt. Professor Lippmann in Paris stellte nun, wie man der „Voss. Ztg.“ meldet, der Akademie der Wissenschaften ein, wie man die Farben der Spektren in ihrem eigenen Farbenton zu photographiren. Er zeigte die betreffenden Platten und verbriefte, daß sie die Farben dauernd festhalten. Andere Gegenstände als das Spektrum hat er noch nicht zu photographiren verucht.

— Aus Paris, 3. Febr., meldet man: Der Franzeser Theater in Berlin hat gestern ein Gastspiel im hiesigen Nebentheater als Sozietätsvorstellung, wobei im Auftrage des Präsidenten Gannot der Major Hiltor hel. Der Minister des öffentlichen Unterrichts Bourgeois hielt eine Rede, in welcher er der Dankbarkeit Frankreichs gegenüber dem großen Künstler und Kriegeren warmen Ausdruck gab.

Herr Dresden, Dr. Siegmund Friedmann vom Deutschen Theater in Berlin hat gestern ein Gastspiel im hiesigen Nebentheater als Sozietätsvorstellung, wobei im Auftrage des Präsidenten Gannot der Major Hiltor hel. Der Minister des öffentlichen Unterrichts Bourgeois hielt eine Rede, in welcher er der Dankbarkeit Frankreichs gegenüber dem großen Künstler und Kriegeren warmen Ausdruck gab.

— Herr Dresden, Dr. Siegmund Friedmann vom Deutschen Theater in Berlin hat gestern ein Gastspiel im hiesigen Nebentheater als Sozietätsvorstellung, wobei im Auftrage des Präsidenten Gannot der Major Hiltor hel. Der Minister des öffentlichen Unterrichts Bourgeois hielt eine Rede, in welcher er der Dankbarkeit Frankreichs gegenüber dem großen Künstler und Kriegeren warmen Ausdruck gab.

Für die Redaktion verantwortlich: S. H. Albert Freitag in Halle.

Druck und Verlag von Otto Engel in Halle a. d. S.

aber hat die Freifrau, das indirekte Zugeständnis Herrn Siegfrieds zu bewilligen und ihn um ein Lied zu bitten.

„Ja fröhlich, jetzt müssen Sie mir etwas singen,“ sagte die alte Frau lachend; „ich kann gegenüber Ihrer ritterlichen Besucherin Sie nur beim Worte nehmen und will es auch gar nicht anders.“

Ohne ein Wort der Entgegnung verbeugte sich Siegfried vor der Freifrau und schritt zum Klavier. Leise erst, dann etwas kräftiger klangen ein paar erste Akkorde und dann begann er ein Lied — so ruhig innig, so anspruchlos schlicht, aber so recht zu Gemüth gehend gesungen, daß „Lied vom tauben Mütterlein“ und alle Klänge des Klüdes, die dem tauben Mütterlein an der Brust des Sohnes im Herzen tönten.

„Bravo, bravo!“ riefen der Baron und Herr von Strehlen ganz unwillkürlich, als Siegfried geendet hatte. „Sie besingen ja ein wundervolles Dasthümme,“ sagte Strehlen herzlich. „Wir sind a ber nicht so schnell befriedigt. Nach dieser ersten Probe müssen Sie mir und unserer lieben Frau von Balten, welche Sie bis zu Thürinen gerührt haben, noch etwas singen.“

„Ach ja, ich bitte, singen Sie noch ein Lied,“ bat die alte Dame, und als der Direktor mit der Antwort zögerte und sein Blick wie nach einer Zustimmung zu diesem Wunsch im Auge der Baroness suchte, da hob auch diese den Blick und sagte zum Direktor sich wendend, fast etwas zögernd: „So singen Sie doch etwas!“

„Nun, und was soll ich singen?“ fragte der Direktor die Baroness.

„Mein Vater hat Lieber im Volkston, so wie das vorkhin von Ihnen gesungene am liebsten,“ entgegnete Yella. „Und er hört Sie, liebe Baroness, dabei am liebsten begreifen,“ fiel Herr von Strehlen ein. „Ich denke mir, dem Herrn Direktor wird es auch angenehmer sein, wenn Sie ihm die Anstrengung abnehmen, sich selbst zu attampagniren.“

Wenn der Herr Direktor nur mit meiner Begleitung zufrieden sein wird,“ sagte Yella ziemlich unfröhlich. „Ich bitte darum,“ entgegnete Siegfried, und Yella setzte sich an das Klavier und begleitete auf den Wunsch der Tante deren Lieblingslied „Mennchen von Tharau.“ Wie herzlich klang die schlichte Weise: „Mennchen von Tharau, mein Neichthum, mein Gut —“

„Gut! — ein Palmbaum zur Höhe erst steigt, hat ihn erst Regen und Sturmwind gebeugt. So wird die Lieb' in uns mächtig und groß. Nach manchem Leiden und traurigen Noth.“

Yella wagte, während sie spielte, nicht aufzusehen. Büchsete sie, dem Blick Siegfrieds zu begegnen? Sie hätte unbefragt sein können; Siegfried hatte nur einmal auf das goldene Haar Yella's niedergesehen, das sich um den weißen Hals lockte; dann wandte er sein Auge ab und ließ es auf der Herabstufe auf der Konsole in der Ecke des Zimmers ruhen.

„Mennchen von Tharau, mein Reichthum, mein Gut — Zu meine Seele, mein Fleisch und mein Blut!“

erlang es noch einmal, und das Lied war zu Ende. Man spendete lachenden Beifall; aber Siegfried legte alle Bitten, noch ein Lied zu singen, freundlich aber entschieden ab. Schloß sich doch Yella den Wünschen der anderen nicht an, ja es schien beinahe, als ob es ihr angenehmer sei, daß Siegfried nicht mehr singe. Trotzdem plauderte, lachte und scherzte man, und selbst Yella lächelte über einige heitere Worte ihres Vaters. Die große Bauerin Muff hat in Siegfrieds Gesang wieder einmal jenes geheimnißvolle „Sejam“ ausgeprochen, vor dem sich das Menschenherz öffnet und läge es in eigenen Banden.

Es war spät, als Yella in ihr Schlafzimmer kam. Sie schickte ihr Mädchen fort, das ganz schlaftrunken ausfaß, und läste allein ihr schönes Haar. „Ich möchte wissen, was jetzt für mich Pflicht ist,“ sagte sie mit einem ironischen Verziehen des Mundes zu sich selbst, als sie ihr Haar in Flechten geordnet um den Kopf wand; aber sie kam nicht dazu, sich eine Antwort zu geben, denn ein leiser, leiser Klang durchzitterte die stille Nacht. Yella hörte mit gespanntester Aufmerksamkeit. Dann öffnete sie das Fenster, und nun vernahm sie deutlich reiche, langgezogene Töne einer Violine durch die Winternacht erklingen. Eilig warf Yella ein warmes Tuch um die bloßen Schultern und dann lauschte sie weiter, und es kam ihr vor, als zögen die Klänge mit unwiderstehlicher Macht ihre ganze Seele an sich. Der Winter war verschwunden; der Wald rauschte frühlingstrennd und die Vögel jangen; ferner Glodenklänge klang über die blühende Heide, der Fluß unten im Thale plätscherte und in seinem Wasser spiegelte sich die Königstanne. Darunter stand ein stolzer Mann, und er sang in süßen, süßen Tönen, und wie ein heller, schimmernder Stern immer und immer wieder durch den unwolkten Himmel glänzt, so variierte der Spieler immer wieder in wechselnden Tonbildern das Lied: „Mennchen von Tharau — mein Leben, mein Blut!“

Endlich verstummte das Spiel. Yella schloß das Fenster und begab sich zu Bette. Aber schlaflos lag sie lange und dachte immer den einen Gedanken: „Liebt dieser Mann seinen Vortheil allein oder wirklich nur seine Pflicht? Und was heißt das: Die Pflicht ist mein Vortheil!“ (Fortf. folgt.)

„Es sind jetzt neun Jahre her, daß ich den Hans Just kennen lerne. Ich war drüben im Silbersteinischen bei alten Herrnanden erogen worden, denn die Mutter starb früh und mein Vater hatte keine besondere Barmherzigkeit für mich gezeigt. Erst Jahre hatte ich fern dem Elternhause verbracht und war adhtzehn alt geworden, als die alten, braven Leute, denen ich eine liebe Tochter geworden war, rasch hintereinander starben. Ihr blühen Hab und Gut hatten sie mir zugestrichelt und der Vater holte mich heim, daß ich ihm fortan seine Wittwenpflicht frage.“

Es war kein freudiges Gefühl, das mich überfiel, als ich das Haus betrat, dem ich so lange fern geblieben war. Eine Dirne mit schwarzen, tiefschönen Augen empfing mich an der Schwelle des Hauses und während ihre Lippen von Freundlichkeit überflossen, brachten ihre mildernden Blicke ganz andere Empfindungen gegen mich aus. Die bisherige Wittwenpflicht meines Vaters war es, welcher um meinwillen gekündigt worden war und die in wenigen Wochen das Haus, in dem ich mehrere Jahre gewesen, verlassen sollte. Die Zeit meines Zusammenlebens war nur eine kurze, aber die kleinere Hälfte derselben genügte für mich, um mich trotz meiner unerfahrenen Jugend ein Verhältnis durchschauen zu lassen, das mir mit Scham und Ekel erfüllte. Freilich kämpfte ich lange gegen die sich mir aufdringenden Wahrnehmungen und Beharrungen, aber bald genug sollte ich die Gehörtheit erhalten, daß meine Empfindungen mich nicht treu geleitet hätten.

Die seligste Zeit war verstrichen, aber Sabine, so hieß die Wittwenpflichterin, machte keine Miene zu gehen. Mir war dies in hohem Grade peinlich, denn nur mühsam hatte ich bisher ihre Gegenwart ertragen. Ihr Benehmen hatte sich nur während der ersten Tage in den Grenzen gehalten, welche ihr durch ihre Dienerpflicht gezogen waren; dann war sie frech und frecher geworden und nur um des lieben Friedens willen hatte ich geschwiegen — die Unbilligkeit war ja ohnehin bald zu Ende. Als ich aber vorüber war, da trug ich diesen Zustand nicht länger und machte dem Vater einige nicht missanzuerkennende Andeutungen, daß ein längerer Verbleiben der Dirne mir äußerst unangenehm wäre. Auf seine gereizte Frage, was ich an derselben auszuheilen habe, gab ich keine Antwort, aber er machte in meinen Blicken etwas gefehen haben, was den Rest von Scham und Manneshege in ihm aufschaltete, da er mir kurz antwortete, zu gehen und die Wittwenpflicht in sein Zimmer zu lenken.

Die Scene, welche nun erfolgte, war höchst seltsam. Doch ist mein Gedächtniß nicht mit Willen jemals erhorcht. Anfangs freilich vernahm ich in meinem Gemüthe des Horribos gelegenen Zimmer nichts von der gestörten Unterredung; bald aber tönte die freckende Stimme der Dirne zu mir herüber und ich hörte Dinge, welche meine schwärzesten Beharrungen befähigten. Bergehens verurtheilte mein Vater, die Wirthschafterin zu bestrafen, vergebens gebot er ihr in drohenden Tönen zu schweigen, gerade das Letztere reizte ihren Born auf das Anferste und immer schillerter tönte ihr Geschrei durch das Haus. Willenlos und zitternd vor Aufregung lauschte ich auf ihr Geschrei, aus welchem ich die ganze Tiefe des Hades erschah, den das Weib gegen mich hegte, die sie als die einzige Ursache ihrer Verhöhnung aus einem Hause betrachtete, wo sie allerdings mehr Herrin als Dienerin gewesen war. Endlich raffte ich mich an und verließ mein Zimmer, zu einer benachbarten Familie flüchtend, wo ich einige Stunden bis zum hereinbrechenden Abend verbrachte. Als ich heimkehrte, war der Friede anscheinend hergestellt. Die Dirne bewegte sich in der Küche, als ob nichts vorgefallen sei,

und nur die stillen Blicke, welche sie mir von Zeit zu Zeit warf, bezeugten noch den Sturm, der in ihr tobte. Meist aber sah ich in unteren gemeinlichaffen Wohnzimmern und empfing mich mit unangenehmer Milde und Herzlichkeit. Als das Abendessen abgetragen war, dem wir beide nur spärlich zugeprochen hatten, machte er mir in verschiedenen Wendungen Entschuldigungen, deren er mich freilich nie theilhaftig gemacht hätte, wäre er nicht gewillt gewesen, daß ich einen großen Theil der Scene am Nachmittag mit angehört habe. Nach seinen Versicherungen trug die Dirne keine Schuld, indem sie die Stelle seiner amüßlichen Barmherzigkeit ein immer mehr sich steigender Mißverwillen getreten und der Entschluß in ihm gereift sei, sich ihrer auf alle Fälle zu entledigen. Wie eine Erlösung habe er es begrüßt, als ich in das Haus gekommen und ihm dadurch Gelegenheit gegeben war, der Sabine den Laufpaß zu geben. Allein, wie diebeile ihre Rindlung hingekommen, das hätte ich ja selbst gesehen — seinen Augenblick habe sie dieselbe als im Ernst geschrien betrachtet und heute, wie ich an die alte Zeit zurückdenke, so habe ich mich selbst als einen großen Menschen gefühlt. Sie habe gewillt und gestraft und sich in Drohungen gegen ihn ergangen, die ihn erschreckt hätten. Denn wenn er sich auch nicht so mit ihr eingelassen habe, daß sie auf gleichem Wege Unbilligkeiten an ihm machen könne, so habe er doch alles für seinen Namen, für die Ehre seiner Stellung zu fürchten, wenn das Weib rohe, und darum mußte die selbige Gleichheit im Guten beglichen werden. Sie habe Geld von ihm verlangt — eine große Summe Geld, denn sie wolle jemals der Grenze einen Burden freitreiben, der sich längst um sie beworben habe, und wolle mit ihm ein kleines Anwesen übernehmen, das ihnen ihren Unterhalt gewöhre. Er habe es für ihr das Beste gehalten, ihre Verbindung anzunehmen; so sei die Sache ein für alle mal und ohne Zurückkunft aus der Welt geschafft.

Ich hatte alles theils gewußt, theils gefürchtet und doch war es für mich unendlich lamerlich, diese Entschuldigungen aus dem Munde des eigenen Vaters zu hören. Hätte ich damals geahnt, daß sie nur für kleinere Hälfte auf Wahrheit beruhen — daß keine Verurtheilung eine unendlich sichere war! Aber ich war ja so jung — ich glaubte ihm — glaubte an eine bessere Zukunft.

Und als er mit mir stehender Stimme vertraute, daß seine Vermögensverhältnisse seit dem Tode der Mutter zerrüttet seien, daß er nicht inlaube fei, der Dirne die drohend verlangte Summe zu geben, wenn ich nicht helfe, da gab ich wirklich das mir zugestaltene kleine Erbtheil hin und segnete das Geschick, welches mir die Mittel beschieden hatte, auf diese Weise die Schwand von dem Haupte des Vaters zu wenden.

Die Dirne aber zog ab und es währte eine Zeit lang, als seien Niemand und Friede in unser Haus zurückgekehrt. Wie bald sollte ich aus diesem Glauben gerissen werden! Die Dirnerin hielt sich einige Augenblicke inne und das mit einem bangen Blick die Augen zu dem Fürsten empor. (Fortf. folgt.)

Wißt an'ze du von ihrem Noth befreit'n, Dann hüte dich, der Aechzt des eig'ner Ich zu sein.

Gefährliche Freuden, die trüch und eckst, Werden von Haren nicht vornehm befunden, Selbst die Blumen kein' dies Geschickten, Nur, wenn sie auf Traut' gebunden.

Glebe bei des Verftandes That, Geleht das fühlende Herz zu That, Aber es heißt die Dinge verhandeln, Wäflst du nur mit dem Herzen handeln.

Fämbelnder Wind umd fließende Wellen Wären noch immer gute Gefellen.

Mutterbeifpiel und Vaterwort Sind der sicherste Mädchenhort.

Die fremde Wäße zu befehen, Stellt verfeh die sie e'ne bar, Wer möchte taubeln sie erklären — Den Ausfchnitt befligt der Bazar.

[10] Das Geheimniß des Forsthanfes.

Von Fritz Brentano.

Hell und frisch war der Herbstmorgen über dem Wald aufgetreten. Der letzte Nebelst, welcher die Wälder umhoben hatte, war von der steigenden Macht der Sonne verdrängt worden und die vortheilen Blätter, ältesten weifeln — ein leuchtendes Meer, dessen farbenprächtige Wägen, von jedem Windhauch gekräuselt sich flüßend regten, als ob sie sich geheimnißvolle Geschichten erzählten.

Ständige Gefährten, zuweilen kaum zu untergehen von dem sie bergenden Wäldchen, huschten an den Stämmen auf und nieder und lugten mit den klugen, glänzenden Augen umher; da und dort hängte ein einsamer Scherz und im dünnen Laub unten am Boden raschelte wohl eine Gewächse blüßelnd dahin. Aber öfnetes sich hartend das Vorhof des Forsthauses im Waldgrund und der Hundsgewiet trat, eine ansehnliche schwere Last, in einen alten Soldatenmantel gewickelt, hinter sich herzerzend in das Freie. Auf seinem frischen, gutmüthigen Gesicht lag heute ein Zug der Trauer und in seinen blauen Augen standen Thränen. Als er sein Bündel zwischen drei Blicke bei einanderstehenden Büchern abgelegt hatte, setzte er in das Haus zurück und kam von dort nach einigen Minuten mit einem Spaten wieder.

Und während er schweigend und großend eine feste Grube aufwarf, um seinem liebsten Freund, dem Hunde Marco, seine letzte Ruhestätte zu bereiten, wagten in seinem Kopfe allerlei wirre Gedanken; wer den treuen Kerl doch erlösen haben möchte — und ob es wohl der Fremde von gestern gewesen sei, der jetzt so heimliche Gefährten mit der Forstlerin da drinnen zu verhandeln

habe? Aber der Fremde hatte ein so gutes, offenes Gesicht und ein Paar so herrliche Augen, der konnte das arme Thier nicht aus der Welt geschloß haben — und doch — es war ja kein anderer Mensch in das Haus gekommen, außer Georg, dem Jägerburschen — aber der war ja förmlich verliebt in den alten Marco und hatte ihn sicher nicht umgebracht.

Doch der Morgen war so schön, die Sonne schien so hell und der Wind wehte so frisch, daß er auch die Gedanken aus dem Kopfe des Wärdigen vertrieb. Nach einmal fuhr er sich mit der Hand über die Augen, als er den toben Hund in die Grube warf; dann öffnete er erst leise ein melancholisches Lied, das aber bald in eine trübliche Weile überging und als sein Werk gethan war, und er, den Spaten über die Schulter gehoben, nach dem Hause zurückkehrte, sang ein Loblied von seinen Lippen — der alte Marco war begraben und begraben.

Die Gefährten, die sich bisher verständig auf den höchsten Flecken der Büsche gehalten und neugierig auf das Treiben des Jungen herabgesehen hatten, trieben wieder ihr lustiges Spiel; die Zweige rauschten und wagten weiter im frischen Morgenwind, die Vögel zirpeln und sangen ihr Lied — der ganze Wald webte seine ewige alte Weile.

In dem Zimmer der Forstlerin aber waren die grünen durchbrochenen Vorhänge herabgelassen, ein einzelner Sonnenstrahl nur drang durch dieselben hinein in die Stube und fiel wie verflüchtend auf das blasse Gesicht der Frau.

Ihr gegenüber, aber von dem Halbmonde der geschlossenen Oäden etwas verdeckt, sah Fritz Leopold. Seine Augen waren in flimmernder Weile auf die Forstlerin gerichtet, welche den bescheidensten Blick vor sich auf den Boden heftete und mit leiser, ungenüß von innerer Erregung zitternder Stimme erzählte:

Bunte Zeitung.

• Sprüche. Von Albert Traeger. Gelesen, wenn ein heiser Niesstuss Des Lebens Anfang weicht und seinen Schluß.

Meize die Giebe nicht zum Horn, Zerflattert die Noie, droht dir der Dorn.

Sunges Weibchen und alter Mann Fangen zusammen nichts Niesstus an; Lustiges Taugen ist nur zu gewöhnlich, Wäflst du nicht sich' auf einem Weib.

Die heißen Thoren laden oder weinern, Drum lerne Duht und Leib verführend zu bereinern.

Trage zur Schau nicht Kränzen und Trauern, Laß dir's am Anblick genug sein; Sucht die Schwäche das fremde Bedauern, Laßt sich der Starke allein.

Die Berlen sind der Mäusel Thränen, Ein Bild, das äußerst innreich scheint, Nur sollte nicht jede Mäusel wohnen, Daß sie löstliche Berlen weint.

